

unübersetzten Schizophrenie-Roman „Briefing for a Descent Into Hell“ (Anweisung für einen Abstieg in die Hölle).

Ein anderes Hauptmotiv Doris Lessings, das im übrigen dem Thema der menschlichen Blindheit gegenüber desaströsen Endzeitzeichen korrespondiert, ist das Scheitern der Linken. Im Erzählwerk dieser Schriftstellerin, die 1956, nach der Niederschlagung des Ungarn-Aufstands durch die Sowjets, aus der britischen KP austrat, figurieren immer wieder enttäuschte, an der Sache des Sozialismus zweifelnde Linksintellektuelle.

Schon das „Goldene Notizbuch“ handelt (auch) von solcher Frustration. In der besten Erzählung des Bandes „Der Mann, der auf und davon ging“ leidet an ihr der Journalist Orkney. Angewidert von der „alten Geschichte gegenseitiger Beschuldigung und Spaltung der Sozialisten“ wendet sich Orkney vom politischen Engagement ab — neuer Religiosität zu: „Die Dinge standen zu desolat, die Zukunft der Menschheit hing davon ab, inwieweit die Menschheit fähig war, neue Formen der Intelligenz zu erreichen.“

All diese Motive werden nun, in neuer Form, von der „Shikasta“-Autorin fortgesponnen. Doris Lessing hat ihren Zukunftsroman — mit beträchtlicher Intelligenz, Phantasie und nicht ohne Witz — als eine Studienzwecken dienende Materialsammlung aus dem Staatsarchiv des Sternweltreichs Canopus angelegt. Sein vollständiger Titel lautet auf deutsch etwa:

Canopus in Argos: Archive. Betr.: Kolonisierter Planet 5, Shikasta. Persönliche, psychologische, historische Dokumente zum Inspektionsbesuch von Johor (George Sherban), Botschafter (Dienstgrad 9), 87. in der Periode der Letzten Tage.

Den größten Teil des Buches machen die Berichte des Canopus-Emissärs Johor aus, der auf Erden als kluger Menschenführer George Sherban wandelt. Daneben stehen etwa das Tagebuch einer heilsichtigen Schizophrenen, eine Typologie von Terroristen-Lebensläufen, Auszüge aus canopäischen Geschichtswerken.

Fakten und Mythen der Erd- und Menschheitsgeschichte wie Sintflut und Eiszeit, Evolution und Religion werden aus Canopus-Sicht in reizvoller Verfremdung geschildert. Die Lage kurz vor dem Dritten Weltkrieg: Sowjet-Union samt Satelliten (darunter Afghanistan) und Westeuropa sind von den Chinesen überrannt; in England werden die Lebensmittel knapp; auch die Fische der Arktis sind schon vergiftet; in Griechenland findet ein Schauprozeß gegen die Weißen statt; „die Jungendarmeen marschieren“.

Ihre „alte Geschichte“ vom Scheitern der Sozialisten setzt Doris Lessing in „Shikasta“ mit einer beißenden Satire über eine internationale Konferenz

linker Jugendfunktionäre fort: Das der „allgemeinen Verbrüderung und dem Austausch von Information und Liebe und Goodwill (und so weiter und so weiter)“ gewidmete Treffen mißbrät unter dem Austausch ideologischer Phrasen zur allgemeinen Entzweiung, zur grotesk-heillosen Spalternativszene.

Das Heil, so lautet am Ende die Botschaft Johors — und wohl auch seiner Autorin —, das Heil hat diese Welt nicht mehr von „Politik“ zu erhoffen, „einer der stärksten falschen Ideen jener Epoche“, noch von „Wissenschaft, der jüngsten der Religionen, so fanatisch und starr wie sie alle“.

Hoffnung kommt allenfalls aus der „ewig regenerativen, heilenden Kraft der Natur“. Und vielleicht noch aus

## KÜNSTLER

### Wie die Narren

**Briefe des Malers Paul Klee werfen neues Licht auf seine Wandlung im Ersten Weltkrieg.**

Am 30. Januar 1933 war der Künstler Paul Klee erleichtert. Der Ernennung des neuen Reichskanzlers gewann er gute Seiten ab: Adolf Hitler habe in der Regierung „kaum die ‚halbe‘ Macht“, und eine parlamentarische Mehrheit werde das Kabinett nur finden, „solange es nicht rein radical zu regieren versucht“. Kurz: „Damit wäre trotz des Ereignisses die Abschwächung



Briefautor Klee (r.), Vater, Ehefrau (1906): „Nichts ohne diabolischen Genuß“

einer anderen Quelle: „Ich setze hier das Wort *Glauben* hin. Nach reiflicher Überlegung. Mit Vorsicht...“

Doris Lessing, eine Autorin für Grüne und Gottsucher? Ihr letztes Wort ist das jedenfalls noch nicht. „Shikasta“, so erklärt sie im Vorwort, sei nur der erste einer ganzen Reihe geplanter Canopus-Romane. Der zweite, „Die Ehen zwischen den Zonen Drei, Vier und Fünf“, erscheint bereits im Mai — „ein Märchen oder eine Sage“.

Sie halte nichts von der Unterscheidung zwischen „seriöser“ und Science-fiction-Literatur, sagt sie selbstbewußt. „Space- und Science-fiction bilden den frischesten Zweig der heutigen Literatur.“

In der neuen Blüte dieses Genres sieht sie ein Zeichen dafür, daß der menschliche Verstand wieder einmal „zu expandieren gezwungen“ sei: „Diesmal sternwärts, galaktisch, und wer weiß wohin das nächste Mal.“

der vor einem halben Jahr viel größeren Gefahr Tatsache.“

Daß freilich „dem Ganzen je zu helfen sei“, mochte Klee damals „nicht mehr“ glauben, da „das Volk zu ungeeignet für reale Dinge“ sei. Seiner Frau Lily im Harz-Kurort Braunlage („zeitgemäße“ Klee-Schreibweise: „Braunlache“) meldete er außerdem noch Regenwetter und einen mehrtägigen „gelinden Zeichenrappel“.

Zwei Tage später, beim nächsten Brief an Lily, hatte Klee bereits („Hut ab!“) einen „Hitlerischen Studienrat“ zum Vorgesetzten und verspürte Magendruck wie von einer „Schaumweingorgie“, die „allzu zackelfugig“ gewesen sein müsse; ein Wortscherz mit „Fackelzug“.

Paul Klee (1879 bis 1940), als Maler und Zeichner eine bewegende, beunruhigende, mit Stilbegriffen nicht etikettierbare Schlüsselfigur der modernen Kunst, konnte der Politik nicht entkommen. In der Schweiz geboren, doch

zeitlebens deutscher Staatsbürger, erlebte er 1933, daß in Dessau, wo er bis 1931 am Staatlichen Bauhaus gelehrt hatte, Nazis seine dort noch beibehaltene Wohnung durchsuchten, und wurde wenig später in Düsseldorf aus seiner Akademieprofessur entlassen.

Daß er, sogar in solchem „Unge- mach“, mäßiges Interesse am Zeitge- schehen, vielmehr Distanz und Ironie zur Schau trug, das ist auch eine (nicht grundsätzlich neue, aber um viele Nuancen bereicherte) Charakteristik, die sich nun aus Klees privaten Briefen herauslesen läßt.

Dieses Material liegt in ein- schüchternder Fülle vor. Zwei dicke Bände hat Klee-Sohn Felix, 72, als Herausgeber mit jener „Familien“- Korrespondenz gefüllt, die sein Vater unter anderen an ihn, an die eigenen Eltern, vor allem jedoch an Frau Lily gerichtet hatte\*.

Die drei Jahre ältere Arzttochter und Pianistin Lily Stumpf war dem Kunst- studenten Paul Klee 1899 in München begegnet und als „prachtvolle Partne- rin“ zunächst bei der Hausmusik lieb- geworden („Wir spielen Bach, daß es nur so kracht“). In sechsjähriger Verlobungszeit (Heirat 1906) und späteren Perioden der Trennung, so durch Rei- sen Klees und Kuren Lilys, schrieb der Künstler ihr derart oft und ausgiebig, daß die nachträgliche Gesamtlektüre einiges an Geduld erfordert.

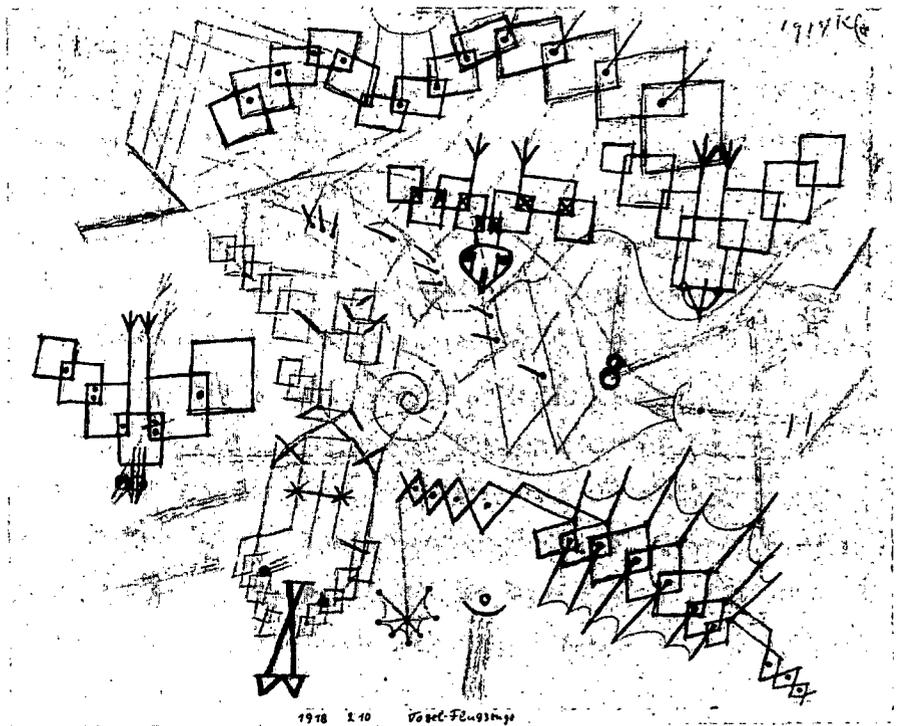
So unregelmäßig sich Klees Vita demnach in diesen Briefen dokumen- tiert, so bunt wechseln die Gegenstände zwischen Aufschlußreichem und Bana- lem: Opernabende und Wohnungssu- che, Schwangerschaftsbefürchtungen („Also nixbaby, Gott sei Dank...“), Geldprobleme und Katzenschichten. Laut Personenregister ist beispielsweise Klee-Kollege Kandinsky 59mal er- wähnt, Klee-Kater Bimbo aber 66mal. Speisen und Getränke sind ein Dauer- thema, nicht ohne gelegentlichen Hin- weis auf ihre höheren Zwecke — etwa auf die „mordsmäßige ästhetische Energie“, die im Champagner stecke, oder auf den Umstand, daß „Blumen- kohl und ein Kalbsschnitzel, innen ro- sig ... auf mich geistig anregend“ wir- ken.

In erstaunlich bitteren Tönen schildert der jung Verlobte (1901) seiner Braut das „leider etwas düstere Milieu“ daheim in Bern. Vom Vater, einem „schwachen Menschen“, den er trotz- dem „gern hat“, steigt die „Empfin- dungsskala hinab zum tiefsten Haß“; über die Mutter viel zu sagen, „wäre zu sehr wider die Sitte“, zwei reiche Tan- ten sind „traurige Nullen“. Anderer- seits erweist sich auch Lilys Vater, dem ein Künstler-Schwiegersonn nicht paßt, als „Parvenu“ und „Dutzendmensch“.

Um diese Zeit müht sich Klee als Graphiker um karikaturhafte Symbol-

\* Paul Klee: „Briefe an die Familie“. DuMont Buchverlag, Köln; 2 Bände; zusammen 1348 Sei- ten; 148 Mark.

\*\* Katalog 560 Seiten; 28 Mark.



Klee-Zeichnung „Vogel-Flugzeuge“ (1918): „Die Zeit ist voller Aufschlüsse“

figuren („Weib und Tier“, „Drohendes Haupt“), und die „Grundstimmung“ seiner Arbeit ist entschieden „sati- risch“. Ohne „diabolischen Genuß“, schreibt er 1906, „entsteht bei mir noch immer nichts“.

Ergiebiger allerdings als derlei ver- einzelte Bemerkungen zu seinem Werk ist ein Konvolut von Briefen und Post- karten, die Klee etliche Jahre später Lily, nun seiner Ehefrau, an den ge- meinsamen Wohnsitz in München ge- schrieben hat.

Im Ersten Weltkrieg war Klee 1916 zwar nicht an die Front, doch zum Etappendienst einberufen worden, hatte also wieder Grund zu regelmäßiger Korrespondenz. Sie spiegelt entschei- dende Erschütterungen und Wandlun- gen und modifiziert so auch das vor- herrschende Bild vom abgeklärten Künstler Klee, den Zeitgeschichte we- nig anzugehen schien.

„Die Zeit ist nicht leicht, aber voller Aufschlüsse“, schreibt er im Herbst 1917 aus Gersthofen bei Augsburg und fragt rhetorisch, „ob meine Kunst bei gelassenem Weiterleben auch so schnell emporgeschossen wäre“. Nein: „Ein leidenschaftlicher Zug in der Ver- klärung ist doch mit Produkt des äuße- ren Erlebens.“

In diesem Punkt ergänzen die „Brie- fe an die Familie“ eine andere aktuelle Klee-Publikation: den Katalog zu der bedeutenden Ausstellung von Klees Frühwerk, die — Schlußpunkt weltwei- ter Schau-Aktivitäten im Jahr des 100. Künstler-Geburtstags, noch bis 2. März in der Münchner Städtischen Galerie gezeigt wird\*\*. Das dickleibige Werk macht mit Klees sämtlichen Briefen an

seinen Künstlerkollegen Alfred Kubin auch wichtige Kriegs-Worte publik („Es scheint Schicksal zu sein, und also gut für meine Kunst“); mehrere Auf- sätze klären Klees Verstrickung in das Zeitgeschehen.

Klee hatte, erst in Landshut, dann in Gersthofen, „ein einigermaßen gebilde- tes Dasein“ und konnte halbwegs regel- mäßig „ein bißchen malen, etwas gei- gen“. Neben weisen Reflexionen über das Verhältnis der Geschlechter („Hauptvorzug der Ehe: sich von Frauen ganz zurückzuziehen“) ließ er Lily kunstmarktstrategische Instrukti- onen und Abrechnungen zukommen. Denn während der Krieg andauerte, wuchsen des Malers Renommee und seine Verkaufserfolge.

Auf patriotisches Säbelrasseln war das nicht zurückzuführen, Klee sah auf Gelassenheit und auch darauf, daß „mit Gefühlen jetzt mehr Maß gehal- ten wird“. Darin, zum Beispiel, hatte er sich von vornherein vom Münchner Expressionisten Franz Marc und des- sen Schicksalsergriffenheit abgesetzt.

Klee wurde Marcs Gegenspieler und zugleich sein Erbe. Die Nachricht von Marcs Soldatentod kam gleichzeitig mit Klees Einberufung, trug aber zu einer Order-bei, die Münchner Künstler zu schonen, und hat so wahrscheinlich Klee vor der Front bewahrt. 1917 feier- te ihn der Dichter Theodor Däubler als „bedeutendsten Maler der expressioni- stischen Richtung“ seit dem Tode Marcs. Anlaß: eine Berliner Klee-Aus- stellung, die sich auch (so Klee an seine Frau) „zu einem großen finanziellen Erfolg“ auswuchs.

Den Erfolg hatten Aquarelle und Zeichnungen, in denen Klee etwas vom

Stil der Kinder-Kunst aufnahm. Versuche mit Kriegsmotiven (wie den „Tod für die Idee“, 1915) hatte er bald aufgegeben; Kriegs-Wirklichkeit schien nur um so entschiedener die autonome Kunstvision zu fördern — und auch den Publikumsbedarf dafür. Kunstvereine wurden in mehreren deutschen Städten gegründet, für Klee die „emporschießenden Pilze der neuen Zeit“ und jedenfalls „das Gegenteil von dem, was sich die deutschen Dunkelmänner vom Krieg erhofften“.

„Äußerlich“, schrieb Klee an Lily, erlebe er wenig. „Und das, was innerlich vorgeht, ist alles für die Kunst reserviert.“ Ein andermal, „trotz Weltkrieg“: „Ich bin tief in die farbige Dichtkunst eingedrungen.“

Außerlich, immerhin, hatte Klee in Gersthofen Fliegerübungen zu beobachten und zu photographieren. Er tat das mit einer Distanziertheit („Heut fliegen sie wie die Narren“), die an Zynismus grenzen konnte: „Drei Tote, einer wurde vom Propeller bearbeitet, zwei derhuzten sich... Ein Mensch rausgelöst und bewußtlos fortgetragen... Ein Kinoeffekt erster Güte.“ Im gleichen Jahr, 1918, schwärmen spielzeughafte „Vogel-Flugzeuge“ über eine Klee-Zeichnung aus.

„Doppelt gemütlich ist nun meine Bude, wenn draußen das Durcheinander herumlärmt“, findet Klee noch im November und freut sich über Zusatz-Lohnung vom Soldatenrat. Doppelt erstaunlich dann: der Ernst, mit dem er, Mai 1919, Kubin über das Ende der bayrischen Räterepublik („Ein erschütternder Zusammenbruch einer im Grunde sittlichen Bewegung“) ins Bild setzt.

Bei „Überprüfung der subjektiven Existenz-Möglichkeiten in einem solchen Gemeinwesen“ kommt Klee zu dem Resultat, was bei Künstlern „Ewigkeitswerten zustrebt, das würde im kommunistischen Gemeinwesen eher Förderung erfahren können“. Schon 14 Jahre vorher allerdings hatte er sich, ausgerechnet bei Oscar Wilde, die Information geholt, daß der Sozialismus zum Individualismus führen solle.

Als dann aber im Juni 1919 doch noch keine rechte Ruhe in München herrschte, war Klee wieder irritiert. Nach Bern, wo er die Eltern besuchte, hatte ihm seine Frau von einer Haussuchung geschrieben; er schrieb zurück: „Was wollen die bei mir? Bilder anschauen, die sie doch nicht schön finden?“

1933 erübrigten sich solche Fragen. Klee richtete sich darauf ein, es werde lange dauern, bis sein „Zeichenrappel“ einmal „als Culturgeschichte und Kunstgeschichte beachtet wird, und bis dann vielleicht niemand mehr, ohne im Lexikon nachzuschlagen, sagen kann, wer eigentlich der große Hitler war“.

# Versorgung, Verkabelung, Fahndung

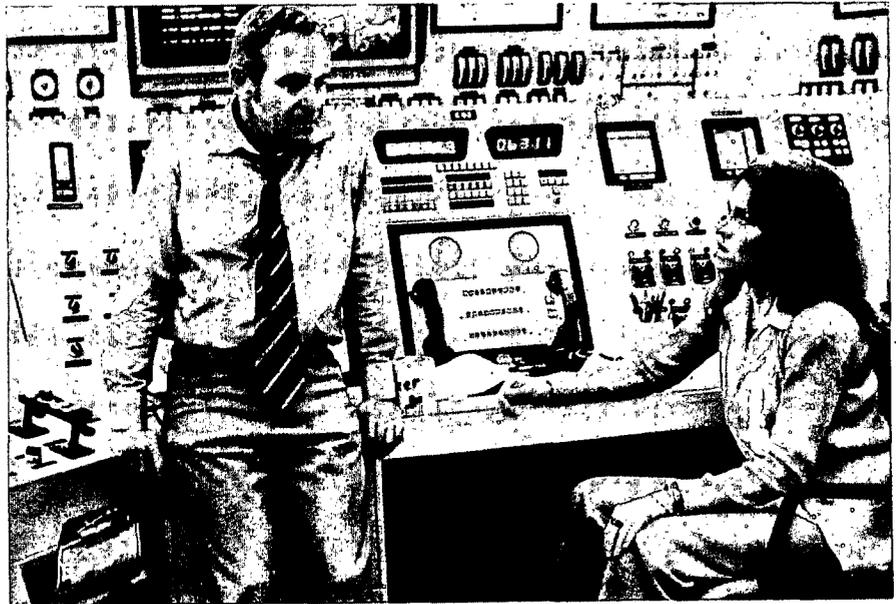
Freimut Duve über den Atom-Thriller „Das China Syndrom“

Freimut Duve, 43, ist Publizist, Herausgeber der Reihe *rororo* aktuell und Hamburger Bundestagskandidat der SPD, deren ökologischem Flügel er angehört.

„China Syndrom“ ist ein Film über ein Beinah-Ereignis, und es ist ein Film über dessen Vermittlung im Fernsehen. Ein Film über den radikalen Verlust der Wirklichkeit. Natürlich ist es auch ein Film über den Journalisten als Helden und über den amerikanischen Traum, im entscheidenden Moment Gut von Böse präzise und ein für allemal unterscheiden zu können — was Richard Nixon ja tatsächlich das Amt gekostet hat.

Der Zürcher TH-Professor Theo Ginsburg schätzt fürs Jahr 2050 einen Weltbesatz von 25 000 Atommeilern. Davon vielleicht 8000 in der Dritten Welt. Mogler, Pluscher, Gangster gibt es nur im Film. Aber 2050 sind Erhard Eppler und Jane Fonda längst tot.

Die Meiler siedeln ihr Kochwasser dann im Mato Grosso, in Uganda (beim Urenkel von Idi Amin) oder in Bangladesch. Ein China Syndrom, also ein Reaktorunfall, pro Jahr ist dann, statistisch, garantiert. Natürlich wird aus dem Beinah-Syndrom nur dann das alljährliche Schmelzhappening, wenn Jane Fonda keine tapferen Enkeltöchter



Anti-Atom-Film „Das China Syndrom“: Fakten aus zweiter Hand

Dieser Tage gab es wieder Nachricht vom verseuchten Kühlwasser im Harrisburg-Reaktor. Wer den Film „China Syndrom“ gesehen hat, kann solche Nachrichten — und sie werden sich häufen, wie sich die Atommeiler häufen werden — besser verstehen. Also der spannende Film über einen Atomunfall, der die Beinah-Katastrophe vorwegnahm?

Wäre „China Syndrom“ nur das, den Kernkraftskeptikern wäre geholfen. Denn es bleibt doch haften, daß die Atomkraft zwar von anständigen, ordentlichen, gesetzestreu Menschen beherrschbar ist, daß sie aber ganz Süd-Kalifornien bedrohen kann, sobald sie in die Hände von Leuten gerät, die es auch nur mit der Röntgenaufnahme einer Minischweißnaht nicht ehrpusselig genau nehmen. Mogler und Gangster aber gibt es nur im Film, und da rettet Jane Fonda.

\* Mit Jane Fonda und Jack Lemmon.

ter und das Privatfernsehen in Uganda keine todesmutigen Direktoren hat.

Darum ist „China Syndrom“ vor allem ein Film über jene Megamaschinen, ohne die unsere Umwandlung in die passiven Zuschauer Menschen nicht gelingen kann, die das künftige Energiezeitalter braucht, KKW, TV und Polizei müssen Hand in Hand arbeiten, sonst ist das Gefährdungspotential unbotmäßiger Bürger nicht zu bändigen.

Das Kühlwassersystem eines Atomkraftwerks gerät während der PR-Reportage eines Fernseheteams außer Rand und Band. Der Kameramann, ohnehin skeptisch gegen die Atombosse, dreht heimlich mit, was da Aufregendes im Kontrollraum passiert. Aber was wirklich passiert, kann er selbst nicht deuten. An den Schalttafeln im Kontrollraum gehen Lichtflächen an und aus, eine rasende Lichtschalterei wie am Flipper.

Die Techniker, von der Kamera aufgenommen, ohne daß sie es wissen,